

Norbert Bischof
Das Rätsel Ödipus

Forum Psychosozial

Norbert Bischof

Das Rätsel Ödipus

**Die biologischen Wurzeln des Urkonfliktes
von Intimität und Autonomie**

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Überarbeitete Neuausgabe der Ausgabe von 1985 (Piper Verlag GmbH, München)

© 2020 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Zeichungen im Text: Annette Bischof

Umschlagabbildung: Ägyptisches Motiv, Britisches Museum, London;

Foto: Norbert Bischof

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-2955-3 (Print)

ISBN 978-3-8379-7659-5 (E-Book-PDF)

Inhalt

Erster Teil: Das Problem

1. Kapitel

Fridolin und Adelheid	3
Die Vorgeschichte	3
Von Gänzen und Menschen	4
Die Idylle	6
Der Bruch	9
Eine seltsame Parallelie	11
Der Beginn eines Projektes	13

2. Kapitel

Die universale Norm	17
Das Vorrecht der Götterkinder	17
Neuzeitliche Varianten	19
Inzest und Magie	21
Zwei kritische Fälle	22
Eine Theorie der Kulturentstehung	25

3. Kapitel

Schranken der Partnerwahl	29
Eine Reisebekanntschaft	29
Gradienten	30
Dimensionen sozialer Distanz	33
Thema mit Variationen	35
Mesalliancen	36
Totem und Tabu	39
Geografische Nachbarschaft	41
Kritische Distanz	42
Schönheitsideale	44
Die Trobriander	45

4. Kapitel

Elementare Verwandtschaftsstrukturen	49
Definitionsfragen	49
Einfache Verwandtschaftsterminologien	50
Das Crow-Omaha-System	52
Inhaltliche Gesichtspunkte	54
Beistand und Tradition	56
Tauschgeschäfte	59
Ein Modellbeispiel	60
Empirische Bestätigungen	63
Schiefe Türme	64

Zweiter Teil: Erklärungsversuche

5. Kapitel

Maxwells Dämon	69
Der Gaukler	69
Erbanlagen unter dem Mikroskop	70
Die zwei Rezepte	72
Genetisches Konfliktmanagement	73
Ein Hermaphrodit	75
Inzuchtkoeffizienten	78
Die Natur macht Sprünge	80
Risiken der Homozygotie	83

6. Kapitel

Ein Gespräch über Theorien	87
Ein eigentümliches Symposium	87
Das Argument der Ignoranz	89
Das Argument der Unschädlichkeit	90
Das Argument der natürlichen Endogamie	92
Westermarcks Theorie	94
Vertrautheit zeugt Liebe	96
Eine entmutigende Bilanz	97

7. Kapitel

Ursachen, Funktionen, Strukturen	101
Der Pakt mit dem Teufel	101
Vier Arten von Kausalität	103
Das Ausgangsmaterial	105
Psychologische Spekulationen	106
Die Grammatik der Gesellschaft	108
Der häusliche Friede	112
Überfamiliäre Solidarität	114
Die Frage nach der Wirkursache	116
Frazers Argumente	117

8. Kapitel

Kindliche Begierden	121
Ein prähistorisches Verbrechen	121
Erbte Reminisenzen	124
Der Ödipuskomplex	126
Machenschaften im Halbdunkel	130
Verkappte Träume	133
Die »ausgedünnte« Ehe	135
Ein positives Feedback	137
Lücken, Ängste, Vermeidungen	138
Im Garten der Geheimnisse	141
Tony und seine Mutter	143

Dritter Teil: Sicherheit und Erregung

9. Kapitel

Ziele des Verhaltens	149
Der Instinkt des Bumerangs	149
Psychische Energetik	151
Richtungsunterschiede	153
Reflexe und Automatismen	156
Lernerfahrung und Erbkoordination	158
Reaktivität und Spontaneität	160
Die zwei Phasen einer Instinkthandlung	161
Das psycho-hydraulische Modell	163
Aktionsspezifische Energien	166
Emotionen und Kognitionen	168

10. Kapitel

Triebbedingte Ruhezustände	171
Soziale Bedürfnisse	171
Not liebt Gesellschaft	174
Liebe und Hass	177
Neue theoretische Perspektiven	178
Die Frage des prototypischen Objektes	180
Bindung und Abhängigkeit	182
Die Wende zum System	184
Instinkte ohne Endhandlung	187
Das Individuum mit Heimcharakter	188

11. Kapitel

Die neun Vettern Haldanes	193
Eine Provokation	193
Biologischer Funktionalismus	195
Zwecke, Ziele, Werte	197
Das Gleichgewicht überlebt	200
Ein fruchtbringender Irrtum	202
Gruppen und Sippen	204
Schopenhauers Vision	206
Zurück zu den Nahursachen	209
Vertrautheit ohne Verwandtschaft	211
Die Soziobiologie der Bindungsmotivation	214

12. Kapitel

Sensible Situationen	217
Alpine Werbungsbräuche	217
Lawinen nach Plan	219
Peter Klopfers Ziegen	220
Belohnung oder Information?	222
Amors Pfeile	223

Frühkindliche Eindrücke	226
Filiale und sexuelle Prägung	227
Detektoren	229
Das Kriterium der Überindividualität	231
Die Natur der sexuellen Prägung	232
Typus und Individuum	235
13. Kapitel	
Der Schritt in die Unabhängigkeit	239
Die Nasenbären	239
Spielarten sozialer Unverbindlichkeit	241
Gestalten im Fließgleichgewicht	242
Nachlassende Bindungskräfte	243
Geborgenheit im Kollektiv?	245
Die Geometrie der eigennützigen Herde	247
Stellvertreter und Rivalen	248
Parentale Investition	250
Rivalität und Selektivität	252
14. Kapitel	
Der Ruf der Kohorte	255
Im Klub der Individualisten	255
Freiwilliger Objektwechsel	257
Bill Masons Experiment	259
Die Polarität sozialer Anziehungskräfte	261
Zwei neue Modewörter	262
Aktivierung	264
Neugier	265
Kollative Reize	267
Erregung	268
Die Angst vor dem Fremden	270
15. Kapitel	
Das Spiel mit dem Feuer	273
Eine sich selbst erfüllende Prophezeiung	273
Spezifische und diversive Exploration	275
Neugier und Spiel	276
Nicht ernst gemeint	278
Antriebsüberschuss oder Kompetenzerwerb?	281
Der neue Ast	283
Gelegenheit macht Diebe	285
Unternehmungslust und Abhängigkeit	287

Vierter Teil: Hemmung und Überdruss

16. Kapitel

Die Töchter des Paschas	293
Der gebrochene Speer	293
Der Harem der Steppenzebras	296
Die Entführung der Jungfrauen	298
Damenwahl	299
Eine gröbere Variante	301
Cherchez la femme	303
Höfliche Machos	305
Die adoptierte Kindsbraut	308

17. Kapitel

Zweierbeziehungen	311
Die treuen Asseln	311
Monogamie bei Wirbeltieren	313
Generationenkonflikte	314
Die Mauer der Fremdheit	316
Symmetrie der Geschlechter	319
Probleme mit Zwergwachteln	320
Fremdpaares und Geschwisterpaare	322
Besuch vor der Tür	324

18. Kapitel

Synchronisation und Dominanz	329
Der Kampf der Kapitäne	329
Ausdruck und Emotion	331
Zwei einfache Beispiele	333
Ansteckung, Unterlassung, Ergänzung	336
Der kleine König	337
Rangordnung	340
Im Brennpunkt der Aufmerksamkeit	343
Die Geschichte von der furchtlosen Elritze	345
Zäune und Ketten	347
Vom Lohn der Ergebenheit	349

19. Kapitel

Repressive Harmonie	351
Der Mythos vom Lichtträger	351
Die kleinen Männchen	352
Babysitter	354
Vortritt an der Futterschale	355
Psychische Kastration	358
Der Engelsturz	359
Wissenschaftliche Eheanbahnung	361
Die Dynamik der Aristogamie	362

Eine polygyne Parallele	364
Vorboten totalitärer Moral	366
20. Kapitel	
Psychosomatische Zusammenhänge	369
Tod durch Nierenversagen	369
Verschränkte Funktionskreise	371
Eine Taxonomie der Motive	374
Die vegetative Balance	379
Kronos und seine Kinder	383
Die Subdominannten und die Submissiven	385
Erlerte Hilflosigkeit	387
Auf den Spuren des Todestriebs	389
Das kleinere Übel	393
21. Kapitel	
Die Überdrussreaktion	395
Neue Formen des Zusammenlebens	395
Die Kolonie von Cayo Santiago	397
Rangordnung bei Rhesusaffen	399
Anspruch auf Autonomie	400
Matrilineien	403
Die Dispersion der Männchen	405
Mütter und Söhne	407
Im Schatten des Menschen	410
»Offene Verbände«	411
Veränderungen in der Reifezeit	413
Erlebnisse mit Lucy	415
Der Westermarck-Effekt	416
22. Kapitel	
Eine späte Ehrenrettung	419
Ismails Theorie	419
Heirat im alten China	422
Eine anspruchsvolle Feldstudie	424
Dorfklatsch	426
Ein ethnografisches Naturtalent	428
Arme Sim-pua	430
Sozioökonomische Faktoren	432
Der stille Kampf um den Ring	434
Kindheit im Kibbuz	437

Fünfter Teil: Wirkungsgefüge

23. Kapitel

Das Paradox der Sexualität	443
Erfahrungen in Stall und Zoo	443
Bizarre Grenzfälle	445
Vermehrung ohne Vereinigung	447
Mein Freund Benno	450
Rendezvous-Manöver	452
Die Jungfrau auf der Insel	454

24. Kapitel

Eine utopische Geschichte	457
Genovevas Baby	457
Die Konkurrenz	459
Die Untat im Farnwald	461
Die Funktion des Kleinen Unterschiedes	463
Schlechte Chancen für Emma	465
Der biologische Sinn der Inzestbarrieren	467

25. Kapitel

Ein kybernetisches Modell	471
Lichtpunkte auf der Mattscheibe	471
Ein Standardmodell für Säugetiere?	473
Computer und Gefühle	475
Was heißt eigentlich »Kybernetik«?	477
Bausteine zu einem Blockschaltbild	478
Zeit und Kausalität	481
Freie Eingänge	484
Appetenz und Aversion	486
Das Erregungssystem	488
Reifungsprozesse	491
Veränderungen in den Sollwerten	494

26. Kapitel

Mehr Kybernetik	497
Isabel	497
Eine Dimension genügt nicht	501
Reminissenzen an Murdochs Heiratsregeln	503
Aktivierung und Coping-Strategien	505
Aggression	507
Supplikation	511
Invention	513

27. Kapitel

Noch mehr Kybernetik	517
Die Furcht vor dem Herrn	517
Bausteine zur Systemtheorie der Rangordnung	518
Affektive Akklimatisation	522
Der Zusammenhang der Sollwerte	524
Autonomie und Unabhängigkeit	526
Wechselwirkungen der Libido	528
Urvertrauen	531
Das Muttersöhnchen-Syndrom	535
»Vermeider«-Kinder	537
Spielarten der Unbehauustheit	539
Das Not-Ich	540
Distanzäquivalente	542
Probleme der Prosozialität	544

28. Kapitel

Die Göttin mit dem Schlangenrock	549
Hände und Herzen	549
Jenseits des Lustprinzips	551
Pathos und Ataraxia	554
Eine fatale Umdeutung	557
Verwischte Spuren	561
Die Botschaft der Coatlus	563
Sandor Ferenczis Überlegungen	564
Intimität und Autonomie	567

Sechster Teil: Natur und Kultur

29. Kapitel

Das nicht festgestellte Tier	575
Gnothi seautón	575
Auf der Suche nach dem Archimedischen Punkt	577
Der nackte Affe	579
Spekulationen auf der Gegenseite	581
Evolution und Metamorphose	583
Der Mythos vom »Mängelwesen«	585
Umwelt, Antrieb, Erbkoordination	586
Der Hiatus	588
Stimmt das alles?	590

30. Kapitel

Imaginäre Dimensionen	593
Jenseits der Erbkoordination	593
Eine wichtige Akzentverlagerung	595
Simulierte Antriebe	597
Die Erfindung der Imagination	599

Kategorien	602
»Identisch« heißt nicht »gleich«	604
Von der diachronen zur synchronen Identität	605
Die »Sprache« der Schimpansen	608
Verdinglichung	610
Die dritte Ebene	612
Schwarz-Weiß-Malerei	615
Die Vergegenwärtigung der Zeitachse	617
Eine kopernikanische Wende	619

31. Kapitel

Das Erbe der Instinkte	623
Seltsame Anachronismen	623
Der stolpernde Clown	626
Ungewissheit und Wagnis	629
Der Wunsch nach Eigentum	633
Opium für das Volk?	635
Die Unfähigkeit zu vergessen	638
Auge um Auge	639

32. Kapitel

Konturen der Gesellschaft	643
Die Straßen von Manhattan	643
Der Drachentöter	645
Die Stadt auf dem Hügel	647
Des Gedankens Blässe	648
Die Bedeutung der Konformität	650
Vox populi	651
Ordnung im Schwimmbad	653
Konservative Strukturen	655
Kulturelle Evolution	657
Die Macht des Funktionslosen	659
Tintenkleckse und Fantasie	661
Moral mit umgekehrtem Vorzeichen	663

33. Kapitel

Wissenschaft und Ideologie	667
Vom Sein zum Sollen?	667
Naturrecht	669
»Reduktionismus« und kein Ende	671
Bewusstsein und Reflexion	673
Die Emanzipation von der Natur	675
Die Mütter	678

Anhang

Hinweise auf weiterführende Literatur	685
Literatur	697
Personenregister	707
Sachregister	711

Erster Teil
Das Problem



1. Kapitel

Fridolin und Adelheid

Das Kapitel schildert eine Zufallsbeobachtung, die den Anstoß zur Beschäftigung mit dem Thema dieses Buches gegeben hat. Die berichtete Begebenheit hat sich an der Arbeitsstätte von Konrad Lorenz am Seewiesener Max-Planck-Institut für Verhaltensphysiologie zugetragen, weshalb es nicht verwunderlich ist, dass sie von Wildgänsen handelt.

Die Vorgeschichte

Man sagt den Ethologen nach, dass sie Anekdoten erzählen, wenn ihnen die wissenschaftlichen Argumente ausgehen.

So ganz aus der Luft gegriffen ist dieser Vorwurf nicht. Wenn dieses Buch gleichwohl mit einer Anekdote beginnt, noch dazu über Wildgänse, ist also vielleicht vorab eine Klarstellung am Platze.

Einzelbeobachtungen auffälliger, unerwarteter Ereignisse haben im Wissenschaftsbetrieb eine unschätzbare Funktion: sie machen auf Untersuchenswertes aufmerksam. Sie lenken den Blick auf lohnende *Fragestellungen*. Gute Fragen aber sind das Ferment der Kreativität: ohne sie verkommt die Forschung rasch zu steriler, uninspirierter Geschäftigkeit.

Meist suggerieren Anekdoten zu den aufgeworfenen Fragen allerdings schon Antworten. Auch dies mag angehen, solange man solche »Antworten« für das nimmt, was sie sind: vorläufige *Hypothesen*.

Bedenklich wird es erst, wenn man Einzelbeobachtungen bereits für *Beweise* hält. Subjektiv ist das noch verständlich. Das, was der Forscher einmal mit eigenen Augen gesehen hat, kann ihm keiner nehmen, es gibt ihm Zuversicht und stärkt sein Durchhaltevermögen, wenn sich in der wissenschaftlichen Arbeit Rückschläge einstellen. Geht diese Zuversicht aber so weit, dass er darüber die wissenschaftliche Arbeit vergisst, dann braucht er sich nicht zu wundern, wenn man ihm seine Geschichten nicht abnimmt.

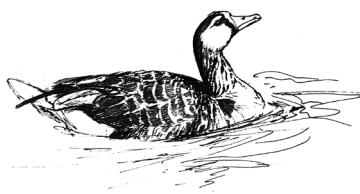
Einzelbeobachtungen taugen nicht als Beweismittel. Sie stehen am Anfang, nicht am Abschluss des wissenschaftlichen Prozesses. Und daher steht auch am Anfang dieses Buches eine Anekdote. Ich möchte erzählen, wie ich auf sein Thema gestoßen bin.

Die Geschichte, von der zu berichten ist, begann im Frühjahr 1966, und zwar mit einem Gang zum Brutschrank im Keller eines unserer Seewiesener Institutsgebäude. Ich war zu dieser Zeit aus der Abteilung meines verstorbenen Lehrers Erich von HOLST als Assistent zu Konrad LORENZ übergewechselt, mit dem zunächst nur vage formulierten Auftrag, experimentell-ethologisch an Wildgänsen zu arbeiten. Das lief nun aber damals in Seewiesen nicht etwa so, dass man unverzüglich ein Labor eingerichtet und einen Versuchsplan aufgestellt hätte. Als Erstes, so lautete die Regel, musste man die Tierart, mit der man zu arbeiten gedachte, unter möglichst natürlichen Bedingungen gründlich kennenlernen. Am besten durchbrach man zu diesem Zweck die Artbarriere und ordnete sich so in das Sozialgefüge der Tiere ein, dass man von ihnen, soweit es ging, als ihresgleichen betrachtet wurde.

Daraufhin konnte man sich zunächst einmal monatelang von den Ereignissen tragen lassen, in absichtsloser Präsenz. Die Weisheit des Zen empfiehlt dem angehenden Tuschemaler, er möge hingehen und zehn Jahre lang Bambus beobachten. Selbst zu Bambus werden. Dann alles vergessen, sich hinsetzen und malen. Dass diese Art Vorbereitung auch in der Wissenschaft tauglich sein kann, habe ich in Seewiesen gelernt.

Von Gänsen und Menschen

Es begann also mit einem Gang in den Keller. Aus dem Brutschrank übernahm ich zwei eben geschlüpfte Blässgans-Kinder in meine Obhut, konkreter gesagt, in einen weich ausgepolsterten Tragkorb. Sie hatten bereits ein wenig »geweint«, und ich beeilte mich, sie meine Stimme hören zu



lassen, die ihnen übrigens nicht mehr ganz unbekannt war. Wir hatten uns nämlich schon in den letzten Tagen vor dem Schlüpfen gelegentlich miteinander »unterhalten«, so wie es auch eine brütende Gänsemutter mit ihren Eiern gegen Ende der Brutperiode zu tun pflegt.

Die Blässgans (*Anser albifrons*) hat ihren Namen von einem leuchtend weißen Stirnfleck im olivenfarbigen Erwachsenenkleid. Sie ähnelt der nahe verwandten Graugans, ist aber graziler als diese, und darf wohl als die anmutigste unter allen Wildgansarten gelten.

Die Kinder oder, wie man bei Gänsen sagt, die »Gössel« dieser Art sind putzige Daunenbällchen mit grau-violettem, feingeformtem Schnabel und etwas zu groß wirkenden Füßen, die sie schon wenige Stunden nach dem Schlüpfen gut zu gebrauchen wissen; denn alle Gänseartigen sind »Nestflüchter«.

Dieser Ausdruck darf nicht missverstanden werden. Er besagt, dass die Gössel, sobald das Gefieder ganz trocken ist, das Nest verlassen. Sie tun dies aber keineswegs auf eigene Faust, sondern natürlich im geschlossenen Familienverband, und sie unternehmen nichts, was sie in Gefahr bringen könnte, den dichten Kontakt mit ihren Eltern zu verlieren.

Ist eine solche Trennung tatsächlich einmal eingetreten, so gibt es für das Gänsekind nichts Wichtigeres, als seine Eltern wiederzufinden: Es läuft mit allen Anzeichen äußerster Erregtheit umher, wobei es lauthals »weint«, das heißt in stereotypem Rhythmus hohe, erstaunlich durchdringende Piepläute ausstößt, deren Funktion es offensichtlich ist, die Eltern zu alarmieren und diesen bei der Suche nach dem Kind als Orientierungshilfe zu dienen. Die Eltern antworten übrigens ihrerseits mit einer korrespondierenden Lautäußerung, und so findet die Familie schließlich wieder zusammen.

Misslingt dies, so ist das Gössel dem Untergang geweiht: Auch wenn es nicht irgendeinem Räuber zum Opfer fällt, muss es zugrunde gehen, da es sämtliche lebensnotwendigen Verrichtungen, wie Fressen und Körper-



pflege, vernachlässigt; der Drang, bei den Eltern zu sein, ist so übermächtig, dass er keine andere Motivation neben sich aufkommen lässt.

Wer seine Eltern sind, erfährt das Gössel in einem sehr raschen und nachhaltigen Lernprozess, den LORENZ als »Prägung« bezeichnet hat. Dasjenige Lebewesen, das in den ersten Stunden nach dem Schlüpfen dauernd bei dem Gössel ist und auf dessen kontaktsuchende »Stimmfühlungs-lauten« antwortet, prägt sich dem Wahrnehmungsapparat des Jungtieres so ein, dass dieses alsbald nur noch ihm nachfolgt und nur ihm ein Verhalten entgegenbringt, das man ohne fälschliche Anthropomorphisierung als Ausdruck *affektiver Bindung* bezeichnen darf.

Die eben genannten »Stimmfühlungslauten«, die sich in der Umschrift am besten mit »wiwiwi« wiedergeben lassen, erreichen normalerweise nur geringe Lautstärke. Versäumen es die Eltern, von Zeit zu Zeit Antwort zu geben, so geht die Vokalisation allmählich in Weinen über. Bei richtigen Gänseeltern kommt dergleichen kaum vor; Szenen dieser Art sind aber unvermeidlich, wenn die Elternrolle von einem Menschen gespielt wird, der unvorsichtig genug war, sich als Prägungsobjekt zur Verfügung zu stellen.

Denn von Gänseeltern wird im vollen Wortsinn das erwartet, was man im Angelsächsischen einen »full time job« nennt. Sie haben eben wirklich nichts anderes zu tun, als sich um die Kinder zu kümmern: es gibt weder berufliche noch gesellschaftliche Verpflichtungen, die dabei ablenken könnten, und die Gössel bringen nicht das leiseste Verständnis dafür auf, dass menschliche Pfleger hier notgedrungen Kompromisse schließen müssen.

Immerhin tat ich in den kommenden Monaten mein Bestes, anderweitige Verpflichtungen zu vernachlässigen. Schließlich wollte ich mich auch nicht vor meinem neuen Chef blamieren, und noch weniger vor seiner Frau, deren Maßstäbe als besonders anspruchsvoll galten. Als jemand da-zustehen, dem geprägte Tiere nicht anständig nachfolgen – lieber nicht.

Die Idylle

Eines Tages war es dann soweit: Gretl LORENZ begegnete mir, als ich mit den beiden Gösseln durch die Wiese zog, blieb stehen, blickte wohlgefällig nieder und sagte, dass sie selten so ein gutes »attachement« gesehen hätte. Sie sprach das Wort französisch aus, es klingt mir noch im Ohr. Von da an gehörte ich dazu.

Tatsächlich erwiesen sich die beiden Tiere als außergewöhnlich fest sowohl aneinander als auch an mich gebunden. So folgten sie mir zum Beispiel noch im Spätsommer, als sie längst flügge waren, wenn ich in den Wald Pilze sammeln ging. Wald und dichtes Gebüsch bedeuten für eine Gans ungefähr dasselbe wie für ein Menschenkind ein pechschwarzer Kohlenkeller: eine Gegend, in der unerkannte Gefahren lauern und in der man seine natürlichen Fluchtmittel nicht einsetzen kann.



Hatte ich die beiden irgendwo allein lassen müssen, so war es leicht, sie wiederzufinden, selbst wenn sie inzwischen außer Sichtweite geflogen waren: Es genügte, sie zu rufen. Wildgänse verfügen über einen sogenannten »Distanzruf«, einen weithin hörbaren, heiseren Schrei, der in Rhythmus und Klangfarbe von Individuum zu Individuum so variiert, dass sich zusammengehörige Tiere daran erkennen können. Handaufgezogene Tiere unterscheiden bald die Stimme des Pflegers von anderen, und so kann man tatsächlich auch als Mensch durch einen »Distanzruf« die eigenen

Pflegekinder auf sich aufmerksam machen.

Es war immer wieder eindrucksvoll (und verfehlte auch selten seine Wirkung auf den staunenden Besucher), wenn man ans Ufer des Institutssees trat, an dessen anderer Seite, gute 200 Meter entfernt, eine hundertköpfige Gänseschar weidete; wenn man sodann seine Stimme zum Distanzruf erhob und lediglich von zwei Solostimmen Antwort bekam; wenn unmittelbar darauf zwei Tiere aus der Schar aufflogen und, fortgesetzt weiter rufend, in gezieltem Flug den See überquerten, um elegant in unmittelbarer Nähe des Pflegers zu landen.

Übrigens kennt man auch als Mensch den Distanzlaut seiner Schützlinge recht bald aus dem allgemeinen Stimmengewirr heraus und kann sie mühelos voneinander unterscheiden. In meinem Fall wurde Letzteres noch dadurch erleichtert, dass die beiden, wie sich inzwischen herausgestellt hatte, unterschiedlichen Geschlechts waren; bei den Blässgänsen

gehen die Weibchen im Jugendalter durch einen Stimmbruch und klingen dann tiefer als die Männchen. Die Distanzrufe meiner beiden Pflegekinder tönten aufgrund dieses Unterschiedes der Stimmlage so ähnlich wie »Fridolin« beim Männchen und »Adelheid« bei seiner Schwester; und so kamen sie zu ihren Namen.

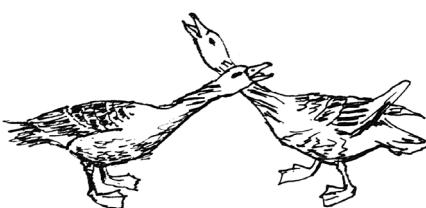
Gänse unterscheiden einander auch optisch, vornehmlich an der Physiognomie des Gesichts. Erstaunlicherweise ist diese Fähigkeit nicht auf die Erkennung von Artgenossen beschränkt. Fridolin und Adelheid waren z. B. keineswegs nur allgemein »auf Menschen«, sondern exklusiv auf meine Person geprägt. War ich nicht zugegen, so schlossen sie sich zwar locker auch anderen Institutsmitarbeitern an, insbesondere den Biologisch-Technischen Assistentinnen, die sie vom Füttern kannten. Sobald ich mich aber auf Sichtweite näherte, gingen die Hälse hoch, Distanzrufe ertönten, und die »Familie« war alsbald wieder vereint.

Ich erwähne diese Tatbestände nicht so sehr aus dem verzeihlichen Stolz des Tierhalters, sondern vornehmlich, weil sie von unmittelbarem Belang für die nachfolgend zu berichtenden Ereignisse sind.

Unterstützend für die Bindung der Tiere mag noch gewirkt haben, dass wir den ganzen Früh- und Hochsommer lang jeden Tag, an dem das Wetter es zuließ, gemeinsam in das ausgedehnte Moorgebiet hinter dem Institutsgelände wanderten, um dort an einer tiersozialen Versuchsreihe teilzunehmen, die LORENZ damals gerade durchführte.

Einzelheiten der Versuchsanordnung spielen keine Rolle; entscheidend ist jedenfalls, dass meine beiden Gänse dort draußen im Moor vielfach in aggressive Auseinandersetzungen mit anderen Gänsen und deren menschlichen Pflegeeltern gerieten, wobei es reichlich Gelegenheit für uns drei gab, miteinander die den Zusammenhalt fördernde Zeremonie des »Triumphgeschreis« zu zelebrieren.

Das Triumphgeschrei ist ein Verhaltensritual, mit dem ein Mitglied einer Gänsegruppe von einer Attacke auf außenstehende Tiere zu den Seinen zurückkehrt: den Schnabel noch halbwegs so vorgestreckt, wie er zum Angriff getragen wurde, den Hals aber schräg erhoben und nicht direkt auf die Gruppenpartner zu, sondern etwas an ihnen vorbei gerichtet, dazu ein sich



überstürzendes Schnattern, das bei hoher Intensität geradezu die Redewendung rechtfertigen würde, die »Tiere schütten sich vor Schnattern aus«, so wie man es bei Menschen vom Lachen sagt.

Diese Parallele kommt nicht von ungefähr; Triumphgescrei und Lachen sind einander in mancher Hinsicht analog. Beide Erscheinungen treten zum Beispiel nach einer beim gemeinsamen Gruppenfeind siegreich gelandeten Unverschämtheit auf, und in abgeschwächter Form beobachtet man beide auch dann, wenn ein kurzfristiger, nicht zu starker Schreck einer raschen Erleichterung Platz macht.



Gut aneinander gebundene Tiere zeigen dieses Verhalten häufig und intensiv; man sagt dann, sie bilden eine Triumphgescreigemeinschaft. Das markanteste Beispiel hierfür ist die Ehe, die bei Wildgänsen bauplanmäßig offenbar auf Lebensdauer angelegt ist. Aber ebenso intensiv sind Kinder mit ihren Eltern und Geschwister untereinander verbunden; und so kam es auch bei meinen beiden Gänzen häufig zum Vollzug dieses Rituals.

Da ich sie im Laufe der Monate immer mehr sich selbst überlassen musste und da das Triumphgescrei bei verpaarten Tieren nicht anders aussieht als bei sonstigen Familienmitgliedern, ähnelten Adelheid und Fridolin, abgesehen davon, dass ihnen noch die Blässe über dem Schnabel fehlte, weitgehend einem treuliebenden Ehepaar. Dieser Umstand muss erwähnt werden, damit verständlich wird, wie überrascht ich war, als in diese Idylle im Frühjahr 1967 eine jähe Veränderung einbrach.

Der Bruch

Die beiden waren inzwischen gewohnt, mich nicht mehr so häufig zu sehen, was ihre Unzertrennlichkeit eher noch verstärkt hatte und übrigens auch ihrer Beziehung zu mir keinen Abbruch tat: Die früher beschriebene Prozedur des »Herbeirufens« funktionierte nach wie vor prompt bis eben zum März 1967. Da aber änderte sich die Szene, und zwar in einem Zeitraum von lediglich vier Tagen.

Solange nämlich war es gerade her, seit ich zum letzten Male einer stau-

nenden Gruppe von Gästen erfolgreich die Wirksamkeit meines Distanzrufes demonstriert hatte. Und jetzt war also wieder Besuch da. Wie üblich gingen wir zum Seeufer, an dem einige Gänse weideten; ich schaute flüchtig nach meinen Pflegekindern, ohne sie zu entdecken, und ließ dann den Distanzlaut über den See erschallen. Das Ergebnis war Grabsstille, durchbrochen nur von einigen Rufen anderer Gänse, die offenbar mit meinem Signal in keiner Beziehung standen.

Als auch auf zweimalige Wiederholung des Rufes keine Antwort kam, und erst recht keine Gänse, wurde mir unbehaglich. Unser Institutsgelände war zwar durch einen hohen Elektrozaun recht gut gesichert; aber Gänse fliegen schließlich auch über den Zaun, um außerhalb des Geländes zu grasen, und die unnatürliche Menschenprägung reduziert ihre Scheu vor Säugetieren. Ich begann zu befürchten, dass die beiden am Ende dem Fuchs zum Opfer gefallen sein könnten.

Diese Sorge erwies sich jedoch bald als unbegründet, jedenfalls was Adelheid anbetraf, denn zu meiner Überraschung entdeckte ich sie just in diesem Augenblick, keine fünf Meter von mir entfernt, ruhig weidend am diesseitigen Seeufer. Sie hatte die ganze Zeit sozusagen vor meiner Nase gestanden, ohne Notiz von mir zu nehmen!

Das war nun aber vollends verwirrend. Vielleicht, so ging es mir durch den Kopf, war Fridolin allein etwas zugestoßen, und das hatte Adelheid jetzt völlig durcheinandergebracht. In ihrem gesamten bisherigen Leben hätte außer äußerer Gewalt nichts die beiden Geschwister veranlassen können, sich über Sichtweite voneinander zu entfernen. Adelheid allein vorzufinden, war also noch alarmierender als der Umstand, dass sie mich nicht beachtete.

Was das Letztere anbelangte, so wurde sogleich noch eine weitere Überraschung fällig. Nachdem ich Adelheid nun einmal geortet hatte, versuchte ich natürlich, Kontakt mit ihr aufzunehmen, und zwar in der üblichen Form, nämlich durch »Grüßen«. Grüßen ist eine abgeschwächte Form des Triumphgescreis: ein kurzes Vorstrecken des Halses, begleitet von ein paar etwas nachdrücklicheren Stimmfühlungslauten. Als Mensch verwendet man in Ermangelung eines hinreichend langen und biegsamen Halses für diese Zeremonie, wie auch für das Triumphgescrei, den vorgestreckten Arm.

Als ich mich der Gans nun also in der angedeuteten Haltung und mit sonorem »Wiwiwi« zu nähern suchte, verhielt sie sich äußerst seltsam: sie wich mir aus. Nicht hastig, aber unverkennbar, eben gerade im Tempo meiner Annäherung, sodass also dauernd eine Distanz von etwa zwei Metern